

INHALT

VORWORT	9
1. IN RICHTUNG BERUFSZIEL: WEGE, UMWEGE, ABWEGE	13
1.1 Von Israel über New York ins Wien der Nachkriegszeit	13
1.2 Wie man Psychoanalytiker wird	18
1.3 Auf der Couch	21
1.4 Das Weltbild des Igor Caruso	31
2. LEHRJAHRE IN PSYCHOANALYTISCHEN INSTITUTIONEN	41
2.1 Der Arbeitskreis für Tiefenpsychologie	41
2.2 Das Internationale Forum für Psychoanalyse	46
2.3 Eine schmerzhaft Erfahrung	57
3. ANFÄNGE DER ANALYTISCHEN TÄTIGKEIT	69
3.1 Der erste Patient	69
3.2 Von der Gruppendynamik zur Gruppentherapie	71
3.3 Erfahrungen mit der Psychiatrie	78
3.4 Anlaufschwierigkeiten mit therapeutischen Gruppen	85
4. BERUFLICHE TURBULENZEN	93
4.1 Eine neue Perspektive	93
4.2 Die studentische Protestbewegung	97
4.3 Verhärtete Fronten	102

5.	DIE INSTITUTIONALISIERUNG DER GRUPPENANALYSE	107
5.1	Eine folgenreiche Begegnung	107
5.2	Die Gründung der Internationalen Arbeitsgemeinschaft für Gruppenanalyse (IAG)	113
6.	ENTWICKLUNGSLINIEN DER PSYCHOANALYSE	119
6.1	Die Trieb- und Strukturtheorie	122
6.2	Die Ich-Psychologie und ihre deutsche, französische und amerikanische Kritik	124
6.3	Englische Psychoanalyse I: Melanie Klein und die »controversial discussions«	132
6.4	Englische Psychoanalyse II: Neokleinianische Konzepte und Objektbeziehungstheorien	141
6.5	Kritik am Hegemonieanspruch der amerikanischen Ich-Psychologie	151
6.6	Die Selbstpsychologie	153
6.7	Moderne Weiterentwicklungen der Ich-Psychologie	163
6.8	Psychoanalyse in Deutschland	165
7.	PSYCHOANALYSE IN BEDRÄNGNIS	175
7.1	Freud-Bashing	175
7.2	Die Psychoanalyse im Kreuzfeuer der wissenschaftlichen Kritik	183
7.3	Zur Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse	186
7.4	Wirken psychoanalytische Therapien überhaupt?	190
8.	TENDENZEN DER GEGENWÄRTIGEN PSYCHOANALYSE	203
8.1	Eine kurze Bestandsaufnahme	203
8.2	Psychotherapie heute oder: Der Kampf um die Ressourcen	206
8.3	Akzentverschiebungen bei der Therapie	214

8.4	Psychoanalyse und Neurowissenschaften: Ein Paradigma für den interdisziplinären Dialog	223
9.	GRUPPENANALYSE IN THEORIE UND PRAXIS	239
9.1	Das Ausbildungsmodell Altaussee	239
9.2	Exkurs: Zur Geschichte der Gruppenpsychotherapie	251
9.3	Die Hauptströmungen der Gruppenanalyse und ihre Pioniere	267
9.4	Ausgewählte Aspekte und Probleme der Gruppenanalyse	303
10.	DIE ANALYTISCHE GROSSGRUPPE	327
10.1	Historische Anfänge, Anwendungsgebiete, Ziele	329
10.2	Setting und typische Merkmale von Großgruppen	334
10.3	Zur Verflechtung von Politischem und Psychischem	342
10.4	Charakteristische Verlaufsformen	346
10.5	Zum Problem der Gruppenleitung	354
10.6	Interkulturelle Großgruppen	372
	ABSCHLIESSENDE BETRACHTUNGEN	389
	ANMERKUNGEN	399
	LITERATUR	419
	NAMENREGISTER	436
	SACHREGISTER	445

VORWORT

Die Entstehung dieses Buches geht auf zahlreiche ungeordnete Notizen, auf eine Art loses Tagebuch zurück, in dem ich fortlaufend persönliche Bilanz über meine inzwischen mehr als 40-jährige Tätigkeit als Psychoanalytiker, Gruppenanalytiker und Leiter von analytischen Großgruppen gezogen habe. Da von verschiedener Seite wiederholt die Bitte an mich herangetragen wurde, meine Erfahrungen zu publizieren, stellte sich die Frage, ob ich diese biografischen Protokolle in irgendeiner Form verwenden und einer breiteren Öffentlichkeit zumuten konnte. Ich selbst hegte erhebliche Zweifel, doch da diese Stimmen mich in einem fort ermunterten, die Aufzeichnungen in systematisierter Form vorzulegen, beantwortete sich die Frage schließlich von selbst.

Während der Arbeit stellte sich allerdings heraus, dass die Sache selbst zunehmend in den Vordergrund, meine Person dagegen in den Hintergrund trat, was mir durchaus nicht unangenehm war. Der Leser findet schließlich eine Art Amalgam von biografischen Hintergründen und thematischen Anliegen vor, er wird über eine Chronologie persönlicher Erfahrungen des Autors zugleich mit bezeichnenden Wandlungen der psychoanalytischen Theorie und Praxis vertraut. Dabei versteht sich von selbst, dass die Ereignisse eines konkreten Lebens nicht mit den Umwälzungen und Verzweigungen der Psychoanalyse einhergehen, sondern im Gegenteil auf eine grundlegende Ungleichzeitigkeit verweisen. Wird man beispielsweise für eine neue theoretische Strömung oder Therapieform empfänglich, von der man guten Glaubens den aktuellsten Stand der Dinge erwartet, so bleibt, wie man weiß, die Ernüchterung

nicht lange aus. Die Erfahrung führt regelmäßig vor Augen, wie Sympathie und Engagement gerade für diese oder jene Innovation doch nur späte Reflexe auf Tendenzen sind, die andernorts bereits seit längerem im Gange sind. In diesem Sinne versteht sich die Verknüpfung der Biografie mit einigen Ausschnitten der jüngeren Psychoanalyse auch nicht als Anmaßung, vielmehr als bescheidener Versuch, sich als Kind der Zeit zu begreifen. Für den Leser bleibt zu hoffen, dass dieser persönlich gehaltene Vermittlungsversuch dennoch einige symptomatische Züge der neueren Psychoanalyse zu erhellen vermag.

Es ist mir ein Anliegen, an dieser Stelle jenen Personen zu danken, ohne die das Buch nicht zu vorliegender Form gefunden hätte. Zu nennen sind insbesondere die Mitarbeiter und Teilnehmer der Altaussee Workshops, mit denen ich durch eine jahrzehntelange Zusammenarbeit verbunden bin und deren Anregungen an vielen Stellen der Arbeit ihren Ausdruck gefunden haben. Mein Dank gilt vor allem den Mitorganisatoren der Workshops, namentlich der verstorbenen Dr. Alice Ricciardi-von Platen, Prof. Dr. Michael Hayne sowie unserer Sekretärin in Bonn, Frau Ingrid Berendes. Sehr dankbar bin ich meiner Frau Susanne Shaked, die nach wie vor unsere Stipendiaten aus den ehemaligen Ländern des Ostblocks betreut und auch die Kontakte zu den Funktionsträgern von Altaussee pflegt. Ohne ihr unermüdliches Engagement wäre unseren Workshops kaum jemals ein derartiger Erfolg beschieden gewesen.

Dank gebührt auch unserem Mitarbeiter Prof. Dr. Paul L. Janssen aus Dortmund, der mir den Weg durch das Labyrinth des deutschen Psychotherapeutengesetzes wies.

Der Vizerektorin der Universität Klagenfurt, Prof. MMag. Dr. Jutta Menschik-Bendele, sowie dem Leiter der Abteilung für Klinische Psychologie, Psychotherapie und Psychoanalyse, Prof. Dr. Axel Krefting, möchte ich gleichfalls danken, da sie mir seit vielen Jahren an der Universität Klagenfurt eine geistige Heimstätte bieten.

Zu besonderem Dank verpflichtet bin ich Dr. Reinhard Gasser, mit dem mich eine lange und anregende Diskussion über viele Aspekte dieser Arbeit verbindet und dessen Kommentare mir immer wieder wertvolle Denkanstöße lieferten.

Schließlich bedanke ich mich bei der Historikerin und Gruppenanalytikerin Mag. Gerlinde Farkas-Zehetner, die als Organisatorin einer

wöchentlichen psychoanalytischen Großgruppe die Möglichkeit für mich schuf, die Lebensgeschichten der Nachkommen von Opfern und Tätern des Nationalsozialismus auf dem Hintergrund der kollektiven Geschichte Österreichs jener Zeit psychoanalytisch zu erforschen.

Josef Shaked

Wien, im November 2010

1. IN RICHTUNG BERUFSZIEL: WEGE, UMWEGE, ABWEGE

1.1 VON ISRAEL ÜBER NEW YORK INS WIEN DER NACHKRIEGSZEIT

Man schrieb den Herbst 1955 und die Wahl meines künftigen Studienortes war soeben auf Wien gefallen. Diese Stadt schien etliche meiner Hoffnungen glänzend erfüllen zu können. Die medizinische Fakultät genoss einen respektablen Ruf, das Leben war vergleichsweise billig, das kulturelle Angebot verlockend. An diesem Ort, so dachte ich, würde sich mein Lebenstraum verwirklichen lassen.

Dieser Traum hatte sich in mir schon als 15-Jährigem festgesetzt, als ich während meiner Mittelschulzeit in Israel auf die Schriften Sigmund Freuds stieß und in der Folge nicht mehr von der Idee lassen konnte, selbst einmal Psychoanalytiker zu werden. Im Nachhinein erscheint mir diese frühe Weichenstellung als eine Art Pubertätsreaktion, als ein Protest gegen die traditionelle Erziehung und wohl auch gegen mein religiöses Elternhaus. In der Klasse war ich damit ein Außenseiter, keiner meiner Freunde oder Mitschüler ließ sich zu einem solchen intellektuellen Abenteuer überreden. Vielleicht lag darin ein weiterer Grund, umso mehr an meiner Idee festzuhalten. Wie auch immer, jedenfalls entschloss ich mich, ein Medizinstudium ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Denn nur mit einem Medizinstudium, davon ging ich die längste Zeit aus, konnte man auch als Psychoanalytiker tätig sein.

Der Wunsch, das Studium unmittelbar nach der Reifeprüfung im Jahre 1948 aufzunehmen, erfüllte sich aufgrund des jüdisch-arabischen

Krieges indes nicht. Außerdem musste ich zur Kenntnis nehmen, dass ein Medizinstudium zu dieser Zeit in Israel gar nicht möglich war. Erst mit 21 Jahren erhielt ich das begehrte Stipendium, und zwar für die USA, wo ich 1951 in New York das Studium aufnahm. In Amerika war das Medizinstudium im Gegensatz zur europäischen Tradition tatsächlich Voraussetzung für den Beruf des Psychoanalytikers. Zu dieser Zeit war das Vorgehen gegen nichtärztliche Therapeuten, sogenannte »Laienanalytiker«¹, besonders rigoros und führte etwa zu folgender Situation: Viele der nach Amerika geflüchteten Wiener Psychoanalytiker, etwa Theodor Reik², Hanns Sachs³ und andere mehr, waren keine Ärzte, als internationale Autoritäten der Psychoanalyse aber unbestritten. Daraus entstand eine besondere Groteske. Diese Spezialisten durften zwar nicht praktizieren, aber sehr wohl in der Ausbildung als sogenannte Lehranalytiker tätig sein, mit einem Wort: Gerade jene Personen, denen die psychoanalytische Berufsausübung versagt wurde, bildeten ihrerseits die amerikanischen Psychoanalytiker aus. Es war die Politik der orthodoxen Psychoanalyse.⁴

Diese Umstände waren mir alle nur sehr vage bekannt, aber ich hätte mich wohl näher damit befasst, wäre nicht durch eine veränderte ökonomische Situation eine völlig neue Lage eingetreten. Das israelische Pfund erfuhr eine drastische Abwertung, sodass das Stipendium von einem auf den anderen Tag nichts mehr wert war. Auch meine Eltern sahen sich nicht in der Lage, mir finanzielle Unterstützung zukommen zu lassen, denn damit wären horrendere Dollarsummen verbunden gewesen. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich nach einem billigeren Studium umzusehen, und die Entscheidung fiel schließlich zugunsten der Biochemie aus. Dieses Studium absolvierte ich zwar in viereinhalb Jahren, freilich ohne besonderes Interesse oder gar Engagement.

Durch die prekäre finanzielle Lage gezwungen, verschiedenste Arbeiten zur Finanzierung des Lebensunterhaltes und des Studiums anzunehmen, verdingte ich mich einmal als Nachhilfelehrer oder Übersetzer, dann wiederum als Kellner oder Schichtarbeiter und kam dadurch zwangsläufig mit Menschen verschiedenster Herkunft und Bildung in Berührung. Gleichwohl stand diesen Menschen ein gemeinsamer Grundzug gewissermaßen ins Gesicht geschrieben: das unerschütterliche Vertrauen in den »American way of life«. Tatsächlich schienen in den 50er Jahren die

Armut und die größten wirtschaftlichen Ungerechtigkeiten beseitigt, die Jugend interessierte sich für Mode und die neuesten Automodelle, für die Dates mit ihren Geliebten, hin und wieder auch für gezielte Provokationen, mit einem Wort für alles, was unter dem Stichwort »James Dean« zusammenlief. Die Erwachsenengeneration wiederum wünschte sich vom Leben nichts weiter als »wohlgelitten« zu sein, gleich jenem berühmten Willy Loman in Arthur Millers Stück *Tod eines Handlungsreisenden*, der nach Ch. Lasch (1982, S. 91f.) »die Probleme symbolisierte, mit denen sich die Nachkriegsgeneration auseinanderzusetzen hatte«.

Ihren Widerhall fand diese Einstellung auf universitärem Boden, wo Konformismus, politische Apathie und Karrieredenken den Alltag bestimmten. Auf der anderen Seite war ein liberales Klima ebenso präsent, die Vorlesungen fanden in kleinem Rahmen und einer offenen, entspannten Atmosphäre statt, wobei die Professoren mit ihren Studenten geradezu familiär verkehrten. Ich fühlte mich dann bald in eher linken Kreisen heimisch, das Jüdische spielte keine wesentliche Rolle. Aber was heißt schon »links«? Das war man schnell in der McCarthy-Ära, auch wenn man in keiner politischen Bewegung organisiert war. Dass sich der Freundeskreis aus Schwarzen, aus Trotzkiten und anderen Oppositionellen zusammensetzte, mag wohl eine Art Protest gegen das Establishment gewesen sein, der in Israel begann und sich in Amerika nun verstärkte; vielleicht war es auch eine Rebellion gegen den Vater, denn schließlich verließ ich ja Israel. Das Motiv, Medizin studieren zu müssen, kam mir dabei nicht ungelegen, auch wenn die Umstände mich andere Wege gehen ließen. Wie auch immer, die wesentliche Erfahrung in diesem Schmelztiegel New York, der Menschen aus hunderten Kulturen aufeinanderprallen und dennoch in einem Klima der Weltoffenheit leben ließ, war jene, dass sich alle meine Maßstäbe relativierten.

Nach Abschluss des Biochemiestudiums musste ich mir eingestehen, dass ich bei der Verwirklichung meines Berufswunsches keinen Schritt weitergekommen war. Es drängte mich nach Europa, denn in diesen Ländern war das Medizinstudium, wie ich inzwischen in Erfahrung gebracht hatte, vergleichsweise billig. Aber selbst die dafür nötigen bescheidenen Mittel waren nicht vorhanden. Um ein bisschen Geld zu sparen, gab ich Religionsunterricht, betrieb nebenbei auch noch ein Semester jüdische Studien – vielleicht ein Versuch, in dieser Zeit des persönlichen Zweifels

und der grundlegenden Skepsis an allem mich nochmals mit meinen Ursprüngen auseinanderzusetzen.

Als die erforderlichen Mittel endlich aufgebracht waren und die Entscheidung nahte, standen Frankreich, Italien und Österreich zur Wahl. Deutschland kam zu dieser Zeit nicht infrage, da der israelische Pass den Stempel trug: »Alle Länder der Welt außer Deutschland«. Eine Einreise nach Österreich war dagegen problemlos möglich, denn auch die Israelis pflegten damals diesen Mythos, Österreich sei bloßes Opfer der Hitler-Aggression gewesen. Meine Mutter, die in der Monarchie aufgewachsen war und für die Wien immer noch als europäisches Zentrum galt, bestärkte mich dann darin, in das als Billigland bekannte Österreich zu ziehen und so übersiedelte ich mit 26 Jahren, im Herbst 1955, nach Wien.

Wie schon angedeutet, war die Reise nach Wien mit etlichen Hoffnungen verknüpft. Die Wirklichkeit belehrte mich eines Besseren. Die Besatzungsmächte waren gerade abgezogen, und objektiv gesehen stellte sich die ökonomische Situation um vieles schlimmer dar als jene in Amerika. Das Leben war zwar billig, aber eben auch mit den entsprechenden Folgeerscheinungen verbunden. Beispielsweise schaltete der Trafikant erst beim Eintritt eines Kunden in sein Geschäft das Licht ein. Hatte er seine Zeitung oder Zigarre verkauft, wurde die Glühbirne sofort wieder herausgedreht, und bis zum nächsten Kunden saß er erneut im Dunkeln. Vergleichbares galt für den Heizungsaufwand, ständig fror man. Die Straßenbeleuchtung war trist, die ganze Atmosphäre in Wien ausgesprochen deprimierend, allorts wurde man an die Folgen des Krieges erinnert.

Dieses Elend war freilich nicht nur materieller Natur, es spiegelte sich auch in der seelischen Verfassung der Bevölkerung wider, vor allem in einer ausgeprägten Opfermentalität. Der Großteil der Österreicher erlebte sich ja als Verlierer und mithin als ganz und gar ungeliebt. Diese erniedrigende Empfindung entsprach aber nicht jener des Versagers, der auch zu Selbstkritik und möglicherweise zu Depressionen neigt. Vielmehr glich sie dem Gefühl des tief Beleidigten bzw. des Ressentiment-Menschen, der beständig die Botschaft vernimmt: Die anderen, in diesem Falle also die Siegermächte, waren zwar die Stärkeren, aber wir sind eigentlich die Besseren, nur versteht das niemand, die ganze Welt ist gegen uns. Mehrmals fragte ich mich später, ob nicht diese Paarung von narzisstischer

Einigelung und Trotzhaltung genau jenem Typus entspricht, der dann in österreichischen Krisenzeiten immer wieder durchbricht, man denke nur an die empörten Reaktionen auf die Waldheim-Affäre oder an die Wehleidigkeit nach der Isolation Österreichs durch die EU.⁵

Damals, gegen Mitte der 50er Jahre, schützte mich wohl ein gewisses jugendliches Selbstbewusstsein vor allzu quälenden Zweifeln. Aber hin und wieder kamen mir doch Bedenken, ob ich am richtigen Ort gelandet war. Zudem war ich des Deutschen kaum mächtig, sodass ich mir die Sprache im Selbststudium erst mühsam aneignen musste. Dazu gesellten sich die schon üblichen finanziellen Engpässe, die ich anfangs durch privaten Englischunterricht halbwegs zu überbrücken vermochte. Später lehrte ich an verschiedenen Schulen Hebräisch und jüdische Religion, schließlich fand ich mich in der Funktion als Schulinspektor der Kultusgemeinde, mit der ich ansonsten wenig zu tun hatte, wieder und hatte mehrere Lehrer unter mir. Alles in allem führten diese Umstände dazu, dass sich das Medizinstudium doch sehr in die Länge zog.

Auch das universitäre Klima trug nicht eben zur Beschleunigung des Studiums bei. Der Hörsaal war in aller Regel voll von Studenten, die in Anzügen und Krawatten darauf warteten, dem wie ein Halbgott auftretenden Professor bei seinem Erscheinen zu applaudieren. Nichts konnte deutlicher den Unterschied zu den legeren Umgangsformen in Amerika demonstrieren. Den meisten Studenten fiel dieses Prozedere allerdings leicht, denn es wimmelte von Burschenschaftern, die sich in diversen schlagenden Verbindungen zusammengeschlossen hatten. Nun ist das Medizinstudium ja seit alters her als konservativ bekannt. Dass man in einem solchen Ausmaße mit Söhnen und Töchtern traditionell Deutschnationaler in Berührung kam, war freilich ebenso erstaunlich wie die teils unumwundene Verherrlichung der Nazizeit. Ein Beispiel mag genügen: Im Sezierkurs erzählte mir ein israelischer Kollege, er sei inzwischen mit einem Österreicher näher bekannt geworden. Eines Tages aber habe dieser plötzlich den Blickkontakt gemieden, worauf mein Bekannter nach dem Grund dieser Unfreundlichkeit fragte. Er sei jetzt Mitglied in einer schlagenden Verbindung, antwortete dieser, und seitdem seien Juden für ihn tabu. Ein deutscher Kollege wiederum versicherte mir gegenüber, er sei gewiss kein Nazi, aber wenn er einem Juden die Hand gäbe, beschleiche ihn das Gefühl, die Hände dieser Menschen fühlten sich

irgendwie anders an, irgendwie ekelig. Auch die wenigen afrikanischen Studenten berichteten von sehr starken rassistischen Vorurteilen.

Dass das studentische Denken, und natürlich nicht nur dieses, extrem klerikal gefärbt, gegen jegliche Modernität, vor allem gegen die moderne Kunst gerichtet war, erlebte ich als einen Kulturschock, als eine Art Rückreise ins 19. Jahrhundert. Es fiel insofern nicht schwer, diesem Milieu, so gut es eben ging, zu entsagen und die Interessen auf andere Gebiete zu verlagern. Ähnlich wie bereits in Amerika setzte sich mein Bekanntenkreis bald aus eher unbequemen politischen, philosophischen und literarischen Köpfen zusammen. Wir besuchten gemeinsam Kunstaustellungen, die aus dem üblichen bildungsbürgerlichen Rahmen fielen, erwärmten uns für moderne Musik und sogen das wenige Neue, das es damals in Wien gab, begierig auf. Die eingeschworene Gemeinschaft setzte sich teils aus Juden, teils aus Nichtjuden zusammen, was angesichts des herrschenden Antisemitismus immer wieder Anlass zu kontroversen Debatten gab. An diesen Diskussionen war ich sehr wohl beteiligt, allerdings übernahm ich eher die Beobachterrolle und zeigte mich persönlich weder betroffen noch gekränkt. In der Hauptsache fühlte ich mich als Ausländer und ich ließ auch keine Ambitionen erkennen, als Österreicher anerkannt zu werden.

1.2 WIE MAN PSYCHOANALYTIKER WIRD

Die Fortschritte im Medizinstudium nahmen sich zwangsläufig sehr bescheiden aus. Das war an sich schon ärgerlich, da ich nach wie vor der Überzeugung anhing, für die Ausbildung zum Psychoanalytiker sei ein Dr. med. unerlässlich. Dass ich darüber hinaus noch bis ins fortgeschrittene Stadium bei Prof. Rohrer⁶, einem deklarierten Anti-Freudianer, Psychologie studierte – und Psychologie bedeutete im Wesentlichen Experimentalpsychologie, Methodenlehre, Statistik –, erscheint mir im Nachhinein noch als Rätsel.

Erst Anfang der 60er Jahre bemühte ich mich ernsthaft, mich mit der psychoanalytischen Situation auseinanderzusetzen. Allerdings waren die entsprechenden Informationen nicht leicht einzuholen. Manchmal schien es mir, als ob ausgerechnet ganz Wien sich darauf geeinigt hätte,

den Mantel des Schweigens über Freud und die Psychoanalyse zu legen. Immerhin war an der Universität bekannt, dass Prof. Hoff⁷, Ordinarius für Psychiatrie, ein offenes Ohr für die Anliegen der Psychoanalyse hatte. Die wenigen Psychoanalytiker an seinem Institut deklarierten sich allerdings nicht als solche. Allesamt waren es konservative Psychiater, die Psychoanalyse zwar privat betrieben, sich in der Öffentlichkeit aber jeglicher Äußerung zu Freud enthielten. Sie filterten sich gewissermaßen die Neurotiker aus ihrer universitären Klientel heraus und überwiesen diese, sofern sie motiviert waren, in die eigene Privatpraxis.

Über Umwege brachte ich in Erfahrung, dass die »Wiener Psychoanalytische Vereinigung« die angemessene Anlaufstelle für eine psychoanalytische Ausbildung war. Wie gesagt ging die Informationsbeschaffung mühsam vor sich, aber nach geraumer Zeit war ich wenigstens so weit im Bilde, dass es sich bei der Vereinigung um eine historische Institution handelte. Als direkte Nachfolgeorganisation der berühmten wöchentlichen Mittwoch-Gesellschaft, die Freud 1902 als lose Versammlung für Interessenten der Psychoanalyse und angrenzender Disziplinen ins Leben gerufen hatte⁸, firmierte sie seit 1908 unter diesem Namen und wurde zwei Jahre später offiziell gegründet. Im Zuge des düstersten Kapitels in der Geschichte der Psychoanalyse, ihrer systematischen Verfolgung durch den Nationalsozialismus, löste sich die Wiener Vereinigung unmittelbar nach dem Einmarsch der Nationalsozialisten in Österreich im Jahre 1938 auf, alle Mitglieder bis auf zwei Ausnahmen konnten ins Ausland fliehen.⁹ Anstelle der Vereinigung trat ein Ableger des von M. H. Göring geleiteten »Deutschen Instituts für Psychologische Forschung und Psychotherapie« (Huber 1977a, S. 52–68), an dem August Aichhorn¹⁰ in leitender Funktion tätig war. Seine Position übernahm 1944 der von Berlin nach Wien versetzte V. E. Freiherr von Gebattel¹¹. Nach dem Krieg konnte die Wiener Vereinigung im Jahre 1946 unter August Aichhorn ihre früheren Agenden wieder aufnehmen.

In den 60er Jahren war die Wiener Vereinigung keineswegs von Ausbildungskandidaten überlaufen¹², ich durfte mir also durchaus Hoffnung auf eine Aufnahme in diesen honorigen Kreis machen. Aber wie so oft kam alles ganz anders. Ich fand die Adresse der Vereinigung nicht. Noch heute sehe ich die Straßenzüge vor mir, die ich ohne Erfolg abwanderte. Jeder Laie weiß mittlerweile um die Freud'schen Fehlleistungen Bescheid,

um die Versprecher, die Verschreiber, die seltsamen Wege des Vergessens. Bei mir musste es sich aber offenbar um den merkwürdigen Fall eines Vergehers gehandelt haben. Er gibt mir heute noch Rätsel auf.

Dieses Missgeschick sollte meinen Werdegang nachhaltig beeinflussen. Von einem Bekannten wurde ich nämlich auf eine Alternative zur Wiener Vereinigung hingewiesen, den »Arbeitskreis für Tiefenpsychologie«. Die möglicherweise langwierige Suche nach dem Verein entfiel diesmal, denn mein Bekannter gab mir die Telefonnummer des damaligen Leiters Igor Caruso. Ich rief also Caruso an, stellte mich kurz vor und bat um einige Auskünfte über den Arbeitskreis. Der Arbeitskreis, meinte er darauf, sei ein legeres Diskussionsforum, das im Prinzip jedermann zugänglich sei, sofern er ein Mindestmaß an intellektueller Offenheit für die Psychoanalyse und andere geistige Strömungen aufbringe. Ob das bei mir der Fall sei, fragte er. Ich erzählte daraufhin ein wenig über mein Leben, aber unversehens unterbrach er mich und sagte: »Das genügt vollkommen. Kommen Sie zu mir, dann sprechen wir weiter.« Ich fühlte mich geehrt und nahm das Angebot gerne an.

Einige Tage später, an einem leicht bewölkten Nachmittag im März 1960, machte ich mich von meinem Wohnort im dritten Wiener Gemeindebezirk auf den Weg in die Nobelgegend Hietzing, wo Caruso lebte. Nach einer langwierigen Fahrt, bei der mehrmals die Straßenbahnlinien zu wechseln waren, kam ich schließlich an – eine gute Stunde vor dem vereinbarten Termin. Eine innere Unruhe trieb mich offenbar zu dieser Form der Pünktlichkeit. Immerhin hatte ich dadurch Zeit, das Terrain etwas zu sondieren. Ich fand ziemlich schnell das Haus Carusos, eine gepflegte, cremefarbene Villa aus der Jahrhundertwende, die ich mehrmals wie ein Kundschafter umkreiste. Um nicht den Eindruck eines übereifrigen Besuchers zu erwecken, läutete ich zwei, drei Minuten später als verabredet. Eine Haushälterin erschien, murmelte ein kurzes »Grüß Gott« und geleitete mich über eine breite Stiege in den ersten Stock. Dort öffnete sie nach kurzem Klopfen eine mächtige Tür, die den Blick freigab auf das gediegen bürgerliche Ambiente des Salons. Als mich Caruso sah, erhob er sich von seinem Ohrensessel und empfing mich mit den ausgesprochen warmherzigen Worten: »Ich begrüße Sie, Herr Kollege!« Das war eine Überraschung. Immerhin kannte er mich, den inzwischen gut 30-jährigen Medizinstudenten, nicht näher, und schon

behandelte er mich wie seinesgleichen. Geschmeichelt setzte ich mich auf den mir zugewiesenen Stuhl und wir begannen ein loses Vorstellungsgespräch, bei dem mir meine Verschüchterung anzumerken war. Caruso nahm mir dann die Scheu durch seine ausgesucht freundliche Art, aus der ich herauszulesen glaubte, ich könne mir seiner Sympathie gewiss sein. Auf der anderen Seite war sein Auftreten derart weltgewandt und bestimmt, dass ich gleich ahnte, diese Distanz zwischen uns würde sich nie ganz überbrücken lassen.

Nachdem wir uns einige Zeit mit gegenseitigen Informationen versorgt hatten, deutete Caruso auf die Couch und erklärte verbindlich: »Nächste Woche können Sie mit der Analyse bei mir beginnen.« Ich war verwirrt und außerstande, zu reagieren oder mich gar zu wehren. Ich wollte doch nur ein Gespräch! Kaum aus dem Haus, atmete ich einmal tief durch. Ich fühlte mich geehrt, zugleich aber befremdet, ja überrumpelt. Meine Absicht war es, einige Erkundigungen über den Arbeitskreis einzuholen – und nun sollte ich bereits auf der Couch liegen. Damit war, wie sich bald herausstellte, eine Vorentscheidung gefallen, die ich gar nicht gesucht hatte. Mein langjähriger Traum schien sich auf merkwürdige Art und Weise zu erfüllen.

Die Irritation rührte zu einem Teil auch daher, dass ich nur spärliche Informationen oder überhaupt Fehlinformationen über Carusos Person, seine intellektuelle Entwicklung, aber auch die Eigenheiten und die Geschichte des Arbeitskreises besaß. So etwa unterlag ich bis zu dieser ersten Stunde dem Irrtum, ein abgeschlossenes Medizinstudium sei Bedingung für die psychoanalytische Ausbildung. Erst nach und nach entstand ein Bild, das mich manches besser verstehen ließ.

1.3 AUF DER COUCH

Igor Caruso war eine Respekt gebietende, charismatische Persönlichkeit. Wo immer er erschien, zog er die Aufmerksamkeit durch sein würdevolles, an seine adelige Abstammung gemahnendes Auftreten auf sich. Als groß gewachsener, schlanker Herr mit Schnurrbart und gepflegtem Äußeren vermittelte er den Eindruck, als ob er auch dazu da sei, den schlechten Geschmack in dieser Welt zu korrigieren. Seine